

Leidensüberfluss – Überflüssiges Leiden

Waldspaziergang. Ein Reh äst in aller Ruhe. Dann ein Geräusch. Es flieht. Rehe sehe ich öfter. Auch Wildschweine. Hasen, die übers Feld hoppeln. Hirsche kreuzen meinen Weg. Gemächlich. Nein, von mir geht keine Gefahr aus. Erst ein einziges Mal hatte ich das Glück einen Fuchs zu sehen. Ganz kurz nur. Dann war er wieder verschwunden. Sie haben Angst. Vor dem Menschen. Vor denen mit den Gewehren. Aber woher sollen sie wissen, dass ich kein Gewehr habe? Hirsche scheinen es zu wissen. Und Wildschweine. Es gibt Schonzeiten. Zumindest für die Hirsche und Rehe. Nicht für Wildschweine und Füchse. Deshalb sind sie so scheu.

„Man muss sie schießen, die Füchse, denn sie übertragen die Tollwut und den Fuchsbandwurm“, heißt es.

Die Tollwut wurde ausgerottet. Nicht durch die Jäger. Durch eine Immunisierung mittels Impfung. Die Chance, den Fuchsbandwurm zu bekommen, steht 1:1.700.000.

„Und man muss sie schießen, weil sie sonst das Niederwild reißen“, heißt es.

Das Niederwild gilt als bedroht. Gemeint sind Hasen, Rebhühner und Fasane. In erster Linie. Deshalb werden sie geschossen. Würde es nun der Fuchs reißen, bliebe weniger für die Jäger. Das geht nicht. Er ist unbeliebt. Ein Fressfeind. Die Mäuse sind die Nutznießer, die der Fuchs nicht fressen kann, weil er bleidurchsiebt irgendwo stirbt. Die Mäuschen vermehren sich hurtig. Bleibt mehr für die Raubvögel. Zu viel. Sie nehmen überhand und zerstören die Ernten. Doch der Jäger schießt den Fuchs.

„Fuchs, du hast die Gans gestohlen“, pfeift er lustig vor sich hin, während er den Hund in den Fuchsbau hetzt, in dem die Fähe verzweifelt ihre Jungen beschützt. Sie drängt den Hund aus dem Bau, weg von ihren Babys. Am Eingang warten vier mutige Männer und schießen sie tot. Dann kann man auch die Babys ihrem Schicksal überlassen. Elendiglich krepieren lassen. Ohne Mutter ist das so. Man stößt darauf an. Auf den Jagderfolg. Weidmännisch korrekt. Und die Verzweiflung einer Mutter, die nichts anderes will, als ihren Nachwuchs zu beschützen.

Eingriff in die natürlichen Lebensräume. Im Frühjahr die Rehkitze mit den abgeschnittenen Beinen. Es war der Mähdrescher. Es gibt keine Rückzugsorte mehr. Nur noch Menschengebiet. Die verbliebenen Wildtiere sind Eindringlinge. Profitkiller. Sie laufen vors Auto. Können sie nicht an der Straße entlanglaufen, wenn sie in Panik fliehen? Sollten sie nicht so weit denken? Es ist gefährlich. Deshalb baut man Zäune. Brücken über Straßen. Noch mehr verbaut. Noch mehr Einschränkung. Wo die Natur auf die Zivilisation trifft, muss eine von beiden weichen. Im Normalfall die Natur. Sie fahren mit den Jeeps durch den Wald. Jeden Tag. Zum Füttern. Nein, das darf man nicht sagen. Es wird nicht gefüttert. Sie „kirren“. Es geht ums Anlocken. Dann fahren sie mit den Jeeps bis zum Hochstand und das Wild kommt von selbst. Aber Fußgänger stören. Sie machen Lärm. Die Jeeps nicht. Oder sie sind notwendig. Ein Waldspaziergang nicht. So wie ich ihn mache. Bloß zur Erholung. Meine Hunde trotten brav neben mir. Plötzlich entdecken sie etwas im hohen Gras. Wild schnuppern sie, bis es keinen anderen Ausweg mehr

sieht, als aufzustehen, das Reh. Aug in Aug stehen sie sich gegenüber, das Reh und die Hunde. Sanfte, dunkle Augen. Angst flackert darin. Für einige Sekunden sind alle drei wie versteinert. Sehen sich nur an. Nichts weiter. Dann endlich ergreift das Reh die Flucht. Erst jetzt rühren sich auch die Hunde wieder und wollen dem Reh nach. Der Jagdinstinkt erwacht, wenn das Beutetier sich bewegt. Ich nehme die Leinen fester in die Hand, doch es ist nur ein kurzer Reflex. Dann stehen sie wieder still neben mir und wir sehen dem grazen Wesen nach, während es über die Wiese läuft und letztlich zwischen den Bäumen verschwindet.

Einmal sind wir auf ein Rehkitz gestoßen. Eigentlich haben es die Hunde gefunden. Es duckte sich ins Gras. Nicht weit neben dem Weg. Die Hunde hielten einen Respektabstand. Die Mutter war in der Nähe. Ich konnte sie hören. Deshalb gingen wir. Wir ließen das Kitz in Ruhe, sodass die Mutter wieder hinkommen konnte. Es wagte. Es ist ungefährlicher für die Mutter, ihr Baby zu verstecken, als es mitzunehmen. Viele denken nach wie vor, das Kleine hat keine Mutter mehr und meinen, es retten zu müssen. Weil wir keine Erfahrung mehr haben, mit der Natur. Aber woher? Es gibt sie nicht mehr, die Natur. Vereinzelte Naturschutzgebiete. Selbst da wird gejagt. Eigentlich gewildert. Jagd ist ein Privileg. Man muss es sich leisten können. Wer jagt, um zu überleben, nicht zu verhungern, ohne eine Befugnis, wildert. Das ist strafbar. Überleben ist strafbar. Trophäen ergattern nicht. Wildern als Mittel, nicht zu verhungern. Das ist die eine Seite. Die andere. Wildern, um ganz schnell viel Geld zu verdienen.

Die Raubkatze, die sich entspannt ausstreckt, während sich die Kleinen an sie kuscheln. Gerade eben haben sie noch herumgetollt. Jetzt liegen sie erschöpft im Gras. Gewärtig des Moments. Mehr haben sie nicht, den Moment, denn sie wissen um keine Zukunft. Desto mehr, da einzig um den Moment. Miteinander. Satt, zufrieden. Wer weiß, was der nächste Moment bringt. Es wartet schon der Mensch mit dem Gewehr. Er hat auf diesen Augenblick gewartet. Das Tier, das inzwischen selten geworden ist, liegt entspannt und scheinbar unaufmerksam im Gras. Es sollte nicht täuschen. Ein falscher Schritt. Ein Zweig knackt. Schon ist die Mutter bereit, der sich nähernden Gefahr entgegenzutreten. Sie kann es riechen. Auch die Angst. Dann zeigt er sich. Die Großkatze greift an. Mitten im Lauf wird sie getroffen. Sie sinkt tödlich getroffen in sich zusammen. Die Kleinen sind leichte Beute. Dann nehmen sie sie mit. Wegen des Fells. Sie bekommen viel Geld dafür. Andere werden lebendig eingefangen.

Die Schimpansenmutter mit ihrem Baby. Man braucht sie für Tierversuche. Angeblich, um das menschliche Leid zu lindern, das z.B. durch Falten entsteht. Sie werden gefangen, damit man ihnen Botox spritzen kann. Während des Transports beißt die Mutter ihrem Baby den Kopf ab. Aus Verzweiflung. Als würde sie wissen, was für unendlichen Martyrien sie ausgeliefert werden. Lieber tot als zu leiden oder auch nur in Gefangenschaft zu sein. Bald werden sie ausgerottet sein. Die Menschenaffen. Der Verschleiß ist zu hoch. Gierig verschlingen die Labore ihre Opfer. Viele sterben auf dem Transport. Andere werden nicht gefangen, sondern kommen in den Flammen um, wenn Regenwälder niedergebrannt werden. Orang-Utans für Soja. Oder Palmfett.

Für Tierfutter aus Soja. Für Biodiesel aus Soja. Und Palmfett für die billige Auffettung von Fertigprodukten. Immer billiger und billiger. Damit wir immer mehr kaufen können, was wir nicht brauchen.

Wir leben im Überfluss, viele von uns. Wir kaufen Überflüssiges. Überflüssiger Überfluss. Statt überfließender Überfluss, an Gedanken und Miteinander und Beobachtung, ohne zu töten oder zu besitzen oder Begegnung. Auch mit dem scheuen Fuchs. Was nicht zählt.

Waldspaziergang. Ruhe und Einkehr und Verbundenheit. Es braucht nicht mehr. Glück, das man nicht kaufen kann. Wohlfühlmomente, die mir geschenkt werden. Das Rascheln der Blätter im Wind und das Singen der Vögel. Das immer seltener wird.

„Schuld sind die Hauskatzen, die die Vögel fangen und die Nester plündern“, heißt es. Dass ihre natürlichen Lebensräume zerstört werden, wird ausgelassen. Auch, dass die Insekten vernichtet werden, die ihre Lebensgrundlage bilden. Sie verhungern. Da können die Katzen nichts dafür. Der Mensch hingegen viel mehr.

„Wie gut, jetzt muss ich nicht ständig die toten Insekten von der Windschutzscheibe kratzen“, fällt dem Autofahrer dazu ein. Autoschutz geht vor Artenschutz. Damit hat man auch mehr Umgang. Das Auto braucht man. Insekten sind lästig. Deshalb soll man sie auch im Sommer füttern, die Vögel, weil sie zu wenig zu essen finden. Aber auch die Futterhäuschen sind immer mehr verwaist.

„Wo sind all die Vögel hin? Wo sind sie geblieben?“, könnte man persiflieren. Es wird negiert, was offensichtlich ist. Dem normalen Menschenverstand nicht mehr getraut. Beobachtung, bloß das, ist unwissenschaftlich und kann nicht ernst genommen werden. Erst die Zählungen zeigen es und geben einen kleinen Einblick in das Ausmaß der Zerstörung.

Waldspaziergang. Am Ende des Waldes sind Schweine, die auf einer Weide gehalten werden. Ein ungemein seltener Anblick. Gezählte 15 Stück von ca. 1.500 Weideschweinen in Österreich. Wir bringen ihnen Leckerbissen mit. Freudig kommen sie angelaufen, freuen sich, nicht nur über das Futter, sondern auch über die Aufmerksamkeit. Lebensfreude. Jetzt, da wir da sind. Dann geht es weiter zur anderen Weide. Dort sind männliche Kühe, Bullen. Auch sie kommen zum Zaun gelaufen. Weil sie uns schon kennen. Wir werden nachhaltig begrüßt. Raue Zungen schlecken über meine Hand. Die Hunde- und die Kuhnasen treffen sich, neugierig und offen. Es gibt keine Widersprüche, auch keine Missverständnisse. Ich blicke in ihre Augen. Beeindruckend große Tiere mit den sanften, dunkelbraunen Augen. Man möchte sich darin verlieren. Geduldig sehen sie uns an. Als wollten sie mitkommen, auf unseren Spaziergang. Vielleicht auch einmal außerhalb ihres Verlieses grasen, das nur mehr niedergetrampelte Vegetation aufweist, dazwischen Schlampfüten. Es sind zu viele für das bisschen Platz. Aber sie werden auch nicht mehr lange da sein. Bald kommen sie zum Schlachter. Dann werden neue geliefert. Obwohl es generell selten ist, dass männliche Kühe aufgezogen werden. Zumeist werden sie schon früher getötet oder über tausende Kilometer weit weg transportiert. Ich besuche sie, so lange sie noch

da sind, um ihnen in die Augen zu sehen, während ich weiß, dass sie nicht einmal ein Zehntel ihrer natürlichen Lebensspanne eingeräumt bekommen. Dennoch wird der Platz eng. Noch mehr Felder, noch mehr Ställe. Die Wälder und die natürlichen Grünflächen müssen weichen. Damit wird der Platz enger für die Wildtiere. Wo sollen sie hin? Es ist ihr Zuhause. Es war ihr zu Hause. Jetzt wird es verbaut. Monokulturen. Wenn sie nicht genug zu fressen finden, in dem Bereich, der ihnen zuletzt noch zugestanden wird, dann gehen sie auf die Felder und suchen sich dort was zu essen. Sie zerstören die Ernte, und die Bauern rufen nach den Jägern. Sie kommen gerne, befreien die Landwirte von den ungeliebten Besucher_innen. Wie weit kann das gehen? Bis die Wälder nur mehr große Zoos sind? Eingezäunt. Zum Schutz. Wir kennen die Auswirkungen und können es dennoch nicht lassen. Immer mehr Zivilisation. Immer weniger Natur.

Wir gehen wieder nach Hause, nachdem wir uns von den Rindern verabschiedet haben, ich es endlich schaffe, mich von ihren Augen loszureißen, dieser Freundlichkeit und Zugewandtheit. Auch an ihre Schlächter. Bis zuletzt bleibt die Hoffnung, dass es anders sein könnte. Ab und an kommt eines von ihnen auf einen Lebenshof. Dort kann man sie besuchen. Hühner, Schafe, Ziegen, Schweine, Kühe, Tiere, die die meisten von uns nicht mehr aus eigener Anschauung, sondern klein zerstückelt und sauber verpackt aus dem Supermarktregal kennen. Auf dem Bild das Tier auf der Weide. Auch wenn es nicht stimmt. Es fragt niemand. Man glaubt es. Man glaubt es gerne.

Würde man es zulassen können, wenn man ihm in die Augen gesehen hat und erlebt hat, wie es über die Weide tobt und sich des Lebens freut, wie sich das Baby an die Mama kuschelt, wie es Babys bei ihren Mamas tun. Hunde und Katzen und Kaninchen und auch Kühe. Die Dämmerung senkt sich über die Weide. Es ist Zeit, nach Hause zu gehen. Damit wir unseren Weg noch finden. Da raschelt etwas im Gebüsch. Ich sehe hin. Es ist tatsächlich ein Fuchs. Kurz sehe ich seine Augen aufblitzen, den langen, buschigen Schwanz, bevor er wieder im Unterholz verschwindet. Ich freue mich. Es gibt noch welche von ihnen. Und wer weiß, vielleicht überdenken wir unseren Umgang mit der Natur noch einmal, wenn wir endlich merken, dass das Verschwinden der Insekten und Vögel, der Amphibien und auch der Raubtiere, egal ob in der Luft oder am Boden oder im Wasser, letztlich auf uns zurückfällt. Und nicht nur überdenken, sondern unser Tun ändern.

Weg vom überflüssigen Überfluss hin zu einem überfließenden Überfluss an Erleben, auch in der Natur und Miteinander, wenn es wieder möglich ist, in Achtsamkeit und Respekt und Verstehen, mit der Natur und den Tieren, die uns so viel zu sagen vermögen, auch wenn sie nicht unsere Sprache nicht sprechen, mit ihren Augen, wenn wir hinsehen und verstehen wollen, und auch mit unseren Mitmenschen. Überfließender Überfluss, reichhaltig in dem, was das Leben befördert.